

# Die Staatstreuen

„Da spüre ich, wie sich grobe Hände um meinen Arm schlingen. Hände, die mich für einen Augenblick in die Wirklichkeit zurückbringen. Fest halten sie mich umklammert, reißen an mir. Wie als hätten sie etwas Heilendes an sich, öffnen sie mir die Augen. Sie zerren mich nach hinten weg vom Pult. Ich blicke in die Masse; wüste Beschimpfungen, drohende Gesten, hasserfüllte Gesichter und die ratlosen Blicke meiner Freunde. Mit einem Mal ist es wieder vorbei- ein Nebelschleier zieht sich vor mein weltliches Auge- die Waben verschlucken alles Profane um mich herum...“

Mit einem Mal scheint alles stillzustehen. Mit vermutlich weit aufgerissenen Augen und das Entsetzen im Gesicht stehend, bewege ich mich für einige Augenblicke keinen Zentimeter. Ein Schauer, der sich anfühlt, als würden sich tausend Nadeln unter meine Haut bohren, läuft mir kalt vom Rücken, sodass ich glaube, mein Verstand würde meinen Körper verlassen. Die Lichter der Girlanden verschwimmen als ein wirres Bild vor meinen Augen. Für einen Moment finde ich mich in Sprachlosigkeit wieder. Wie ist das möglich? Von allen unheilvollen Dingen, die mir auf dieser Mission passieren konnte, ist dies wohl die unerwartetste und zugleich erschütterndste. Ich denke an Verrat. Verrat am System.

„Forrest, wir dachten du hättest den Auftrag nicht bekommen. Was tust du hier?“

„Du solltest nicht hier sein!“

„Dasselbe könnte ich zu euch sagen,“ entgegne ich ohne meine innere Fassungslosigkeit zu sehr nach außen dringen zu lassen, sodass die anderen Gäste keinen Verdacht schöpfen konnten.

„Jetzt schau uns nicht so entsetzt an. Du hättest es nie verstanden. Was hätten wir dir davon erzählen sollen?“, meint Richard in gewohnt kühl-atmiger Manier.

Meine beiden engsten Freunde unter dieser extremen Gruppe kapitalistischer Halsabschneider wiederzufinden, trifft mich wie ein Schlag ins Gesicht.

„Eigentlich müsste ich euch melden,“ bringe ich dann hervor.

„Und, wirst du´s tun?“, fragt Jessey herausfordernd.

„Bin mir nicht sicher.“

Ich blicke hin zur Tanzfläche; zu den Männern in teuren Anzügen, goldenen Uhren und aufgespritzten Frauen. Sie sind die Spitze dieser extremistischen Vereinigung, der ich nun seit einiger Zeit nachging.

„Werdet ihr sprechen?“, frage ich.

„Wir haben unser Bestes gegeben auf die Liste zu kommen, ist uns aber nicht gelungen, Redezeit zu erhalten. Richard hat echt ne Menge für gegeben.“

Sieben Vorsitzende hatten bisher ihre Reden gehalten und jedem einzelnen hörte ich, unauffällig Notizen zu ihnen schreibend, zu.

„Und was ist mit eurer Position? Ihr seid unmittelbare Vertreter des Staates.“

„Drauf geschissen,“ antwortet Richard unvermittelt, wobei er das , geschissen´ besonders langzog.

„Bitte, sieh es uns nicht nach Kumpel, aber es muss sich einfach etwas ändern. Wir wollen frei sein. Die Spionage, die du hier betreibst, bereitet dir das keine Gewissenskonflikte? In so einer Welt ist es unmöglich zu leben, wenn man Träume hat und diese auch erreichen will. Ich dachte immer, du wärst von demselben Ehrgeiz getrieben wie wir,“ meint Jessey.

„Und das bin ich auch. Allerdings vertraue ich auf das System. Hat es der großen Gemeinheit nicht Gerechtigkeit beschert?“ kam es von mir in herausforderndem Ton.

„Jessey, wir gehen. Der Idiot wird es nie verstehen.“

Da gehen sie und ich bleibe mit einem Haufen ungeklärter Fragen zurück. Wie konnte es sein, dass mir zuvor nie aufgefallen war, welche Abneigung Richard und Jessey gegenüber dem sozialistischen Staat insgeheim hegten? Auch verstehe ich nicht, warum sie das überhaupt tun. Sie haben nie irgendetwas zu beklagen gehabt. Ebenso wie mir, fehlte es ihnen nie an etwas. Außerdem haben beide wichtige Positionen im Staat inne. Klar ist, dass ich mich ab sofort noch unauffälliger als zuvor schon verhalten muss, denn nichts vergewissert mich, dass die beiden Verräter mich und meine Mission nicht aufdecken würden. Ich wäre nicht der erste Spion im Auftrag des Staates, der nach so einem Auftrag nicht wieder auftaucht. Also ziehe ich mich an einen Tisch der hintersten Reihen zurück, um ungestört grübeln zu können. Währenddessen vernehme ich die Worte des Mannes, der gerade am Mikrofon hinter dem Pult auf der kleinen Bühne auf der gegenwärtigen Seite des großen hellerleuchteten Festsaals, dessen Fenster mit Metallplatten verriegelt sind, seine

Rede hält. Nummer acht. „Eine Revolution muss her,“ spricht er in aufbrausendem Ton. „Die Wirtschaft geht den Bach herunter. Und wofür? Sie nennen es soziale Gerechtigkeit. Doch was wissen diese Schwachköpfe schon von Gerechtigkeit. Vermutlich nicht einmal, wie man sie schreibt.“ Lautes Gelächter, dass den ganzen Saal füllt und mir äußerst aufstößt, ertönt. „Leistung zählt in diesem Staat nicht mehr, spricht der glatzköpfige Mann mit weitvorgewölbten Bauch nach kurzer Pause weiter. „Alles was unsere Väter und Großväter erbaut haben, ist zum größten Teil zusammengebrochen.“ Ich verstehe es nicht. Mit dem Systemumschwung hin zum demokratischen Sozialismus in den Vereinigten Staaten, dessen ausufernde Strahlungskraft, den Großteil der Welt erfasst hat, waren die schlimmsten Klimakatastrophen, welche vermutlich erst noch kommen würden, besiegt. Den Menschen geht es gut, die Umweltbelastung hat stark abgenommen, dadurch dass das rücksichtslose immer immenser werdende Wirtschaften gestoppt worden war. Ohne diese Grundlegende Veränderung wäre es wohl unmöglich gewesen, das Ende der Rohstoffe, welches für das Jahr 2055 vorhergesagt war, hinauszuzögern.

„Hey.“ Langsam steigt in mir ein beklemmendes Gefühl auf. Ich sehe, dass es trotz der meiner Meinung nach herrschenden Gerechtigkeit, keine vollständige Zufriedenheit in dieser Welt gibt. Zudem bin ich dabei, meine engsten Freunde zu verlieren. Ich schüttle meinen Kopf, als glaubte ich, dadurch würden diese unreal scheinenden Tatsachen samt des beklemmenden Gefühls von mir abfallen. „Hey,“ höre ich wieder eine unsicher klingende Frauenstimme. „ Hörst du mich nicht? Ich will Sie ungern stören, aber ich glaube, ich kenne Sie nicht.“ Jetzt bemerke ich, dass das „Hey“ der Frau an mich gerichtet war.

„Hi. Sorry. Ich denke ich war gerade etwas in Gedanken versunken,“ antworte ich und versuche dabei so gefasst wie möglich zu klingen. Ich blicke zu ihr auf und sehe wie sie verlegen lächelt, ganz so als wüsste sie nicht, was sie sagen sollte. Dennoch wirkt sie einladend und aufgeschlossen. „Ich glaube, wir kennen uns tatsächlich nicht. Ich hol uns was zu trinken.“

„Gerne, ich warte hier,“ sagt sie mit einem süßen Lächeln.

Wieder vorbei an der Menschenmasse und all den misstrauischen Blicken zur Bar am westlichen Ende des Saales. „Zwei Wodka- Lemon bitte.“ Mit meinem rechten Arm auf den Tresen gelehnt und mit dem Oberkörper nach links gedreht, beobachte ich die Tanzfläche, auf der sich die Menschen tummeln, aber bisher nicht getanzt wird. „Und, wen vertrittst du?“ spricht der Barkeeper an mich gewandt, während er die Getränke mischt.

„Die Kompanie meines Großvaters. Er war in der Waffenindustrie tätig. Außerdem ein Geldgeber für John Marmal, unserem letzten patriotischen Präsidenten,“ antworte ich beflissen.

„Darf ich fragen wie dein Großvater hieß?“

„Jackson Adcock.“

„Hohes Tier also,“ entgegnet der Barmann grinsend.

„Kann man so sagen.“

Ich wünschte, die Geschichte meines Großvaters wäre frei erfunden, doch das war sie nicht.

„Und, wirst du auch sprechen?,“ fragt der großgewachsene Barkeeper mit den charismatisch tiefliegenden Augen, während er mir die Getränke reicht. „So als Hüter des Erbes eines großen Lobbyisten.“

„Ich stehe auf keiner Liste.“

„Ach, hörauf, erzähl das wem anderen, aber nicht mir. Es gibt kaum jemandem hier mit höherer Stellung als du,“ entgegnet er leicht eingeschnappt.

„8 Dollar. Richtig?“ Langsam schiebe ich das Geld über den Tresen.

„Richtig.“

„Der scheiß Sozialismus macht auch wirklich alles teurer,“ täusche ich ein Schimpfen vor. Geschwind ging ich mit den zwei Getränken in der Hand zum Tisch.

„Dankeschön,“ bedankt sich die junge Frau freundlich.

„Wie ist Ihr Name junge Dame? Sie fallen auf zwischen diesen ...naja, eher alten Frauen.“

„Sind Sie, werter Herr, denn schon so alt?“, entgegnet sie spöttisch mit einem verschmitzten Ausdruck im Gesicht. Ich schmunzle und kurz darauf fangen wir beide zu lachen an.

Julia, wie ihr klangvoller Name lautet, zog mein ungebremstes Interesse auf sich. Sie stellt das komplette Gegenbild eines profitversessenen Interessenvertreters dar und hat wenig mit ihrer Kaltherzigkeit gemein. Sie ist jung, schön und obendrein eine Frau, wohl kaum älter als ich und wie ich erfuhr, hatte sie eine bewegte Geschichte hinter sich.

„Mein Vater nahm mich mit nach Amerika, als ich zwölf war. Er tat das, weil er glaubte in Amerika hätte er mehr Freiheiten als in Russland.“

Ich hätte niemals gedacht, dass Julia Russin war. Ihr perfektes Englisch verbirgt jeglichen russischen Ausdruck.

Nun beginnt sie, mit etwas erdrückender Stimme zu sprechen. „Was geschah, war allerdings, dass er sein komplettes Vermögen abtreten musste, da er sonst kein Visum bekommen hätte. Wir lebten fünf Jahre in Armut.“

Ich merke, wie sie das zwar bedrückt, allerdings scheint sie weder Abscheu noch Wut unserem Staat gegenüber zu tragen.

„Er hat es verdient“, antwortet sie stattdessen.

„Wieso sollte er es verdient haben? Diese Maßnahme ist wegen nichts zurechtfertigen. Es ist der Besitz deines Vaters, den er sich über Jahre erarbeitet hat“, entgegne ich. Unglaublich. Ja, diese Behauptung musste wohl äußerst unglaublich geklungen haben. Langsam führe ich mein Glas zum Mund.

„Er war der Besitzer einer Erdölfirma, dessen Bohrungen dafür sorgten, dass die Ureinwohner ganz im Norden Russlands umsiedeln mussten. Mindestens 100 von ihnen sind in der Kälte erfroren. Mein Vater ist ein Arschloch“, sprach sie, während ihre tiefblauen

Augen funkeln. „Halt mich nicht für dumm, Forrest. Ich weiß, dass du kein Unterstützer dieser Machenschaften hier bist. Du gehörst hier nicht her.“

Einige Momente lang schaue ich Julia tief in die Augen. Wie klug sie doch ist, denke ich mir. Vielleicht begründete sich ihre Vermutung aber nicht nur in ihrer Klugheit, sondern auch darin, dass ich eine Schwäche für hübsche Frauen habe und häufig sehr offen zu sprechen beginne, wenn wir uns annähern. Sie nippte kurz an ihrem Glas und begann zu lächeln. „Ich hab Recht.“

„Mag sein.“

„Ich bin nicht aus freiem Willen hier, Forrest. Ich hasse diese Leute, ebenso wie du sie verabscheust.“

Da ruft jemand ihren Namen. Er ruft ihn noch ein zweites Mal und kommt daraufhin einige Schritte auf unseren Tisch zu. Vermutlich ist es ihr Vater. „Sag es ihnen,“ haucht Julia mir ins Ohr, nachdem sie sich fürs Trinken bedankte und an mir vorbeigeht.

Wieder bin ich alleine. Meine Gedanken noch unergründeter als zuvor. Ich hatte mittlerweile schon einige Stunden damit verbracht mit den Gästen dieser Lobbyistenparty zu reden und keiner von ihnen hatte mich in die Verlegenheit bringen können, meine wahre Gesinnung zu offenbaren. Dieses Mädchen ist besonders, denke ich mir. Plötzlich spüre ich wie mein, an der Brust unter dem Jackett befindlicher Comlink zu vibrieren beginnt. Die Zentrale meldet sich, wie als wäre sie mein äußeres Gewissen. Ich erinnere mich an meine Mission. Kühler Verstand, genaues Abwägen, Fokus. Fokus. Ich hatte den Fokus verloren. Die Aufgabe, aus der mein Einsatz bestand, lautet, mich über lange Zeit unter die Lobbyisten zu mischen, den Standort dieser und weiterer Versammlungen herauszufinden, möglichst viele Informationen über ihre nächsten Handlungen zu erfahren, um sie dann zu verraten. Spionage. Mittlerweile beginne ich, immer mehr mit dem Gedanken, sie zu verraten, zu zaudern. Einige von ihnen mochten tatsächlich Menschen sein, mehr als nur die gewinnversessenen Maschinen, die unseren Staat stürzen wollen. Jessey und Richard, meine engsten Freunde. Ich weiß, dass

sie anders sind. Sollten sie allein wegen ihrer politischen Gesinnung über Jahre im Gefängnis hocken? Und da war auch noch Julia; die süße Russin, die offenbar ebenso wie ich, eine gewisse Abneigung den Kapitalisten gegenüber empfindet.

„Wir brauchen eine Eingreiftruppe. Eine Eingreiftruppe, die genau da Unruhe stiftet, wo wir sie am meisten brauchen,“ höre ich es vom Rednerpult. Nummer elf. „Unsere Netzwerke sind breit genug, um eine solche aufzustellen. Sie werden uns Extremismus vorwerfen. Sicher. Wir werden zum Staatsfeind Nummer eins erklärt werden. Hier und dort werden wir zuschlagen und immer mehr Rückhalt im Volk gewinnen, denn mit unseren Aktionen rufen wir eine neue Art Freiheitsbewegung ins Leben wie sie in der grandiosen Geschichte der Menschheit zuhauf stattgefunden haben.“ Danach lässt er eine kurze Pause. Beifall ertönt. Genau dies sind die Informationen, die ich erlangen muss. Ich erblicke Jessey und Richard an einem der entfernten Tische und sehe, wie sie dem Redner Applaus spendend mir einen kurzen argwöhnischen Blick zu werfen. Zwei Blicke, die sich kurz darauf in gespielte Zufriedenheit wandeln, als sie erkennen, dass auch ich, wenn auch zaghaft, in den Applaus einfalle.

„Es wird Zeit für einen Umschwung. Einen Kurswechsel. Oder wie heißt dieses eine Wort noch gleich? Eine Revolution! Jawohl, eine Revolution, die durch kleine, zerstückelte Eingriffe genährt werden wird. Unsere Partei wird wachsen und als ernsthafter Gegenspieler auf die politische Bühne Amerikas treten. Und sie wird den Grundstein für unsere Revolution bilden.“

„Jawohl. Eine Revolution,“ schallt es als Echo aus der Menge. „Die Demokratie wird leben!“

Ich kann nicht zu sehen, wie das alles hier seinen Lauf nimmt. Ich spüre ein Gefühl in mir keimen, das sich immer weiter bis in die entlegensten Ecken meines Körpers auszubreiten scheint. Ein Gefühl, das von mir Besitz zu ergreifen scheint und mich dazu drängt, etwas zu tun und mir untersagt, länger dazusitzen und den Irreführten dabei zuzusehen, wie sie einen Aufstand in höchster Größenordnung planen. Ich blicke mehrmals durch den hellerleuchteten Festsaal, ferner durch die nie ihren Beifall unterlassene Masse, hin zu den



versiegelten Fenstern und zum Ausgang, der sich vom Rednerpult aus gesehen links befindet. Dort stehen 4 schwarz gekleidete Männer. Ob ihnen bewusst ist, für welche Art Versammlung sie hier die Tür bewachen? Ihre leer und stoisch wirkenden Blicke ermutigen nahezu, ihnen die Augen zu öffnen.

Ich fasse meinen Entschluss.

Mich mit einem kurzen Rundumblick vergewissernd, dass niemand mich mit Misstrauen beäugen würde, wie ich von meinem Platz in der hintersten Ecke des Saales aufstehe, gehe ich langsam zu der immer noch stehenden Traube hinüber. Ich glaube Jesse und Richard zu sehen, wie sie mich anstarren. All unsere Erlebnisse; unsere Schullaufbahn, unsere gemeinsamen Partynächte, die Footballmatches, die wir zusammen geschlagen haben, all das zieht nun an mir vorbei. Ich will sie nicht verlieren. Ich vernehme sie etwas in meine Richtung sagen, doch im Taumel der Feiernden vermischen sie sich mit all den anderen Geräuschen. Da blicke ich in kristallblaue Augen, welche von einem zarten Gesicht und hellbraunen Haaren umrahmt werden. Julia, wie sie lächelt und mir zunickt.

All die Lichtergirlanden an der Decke, die große Diskokugel und die teuren Kerzenhalter auf den Fensterbrettern, verwoben zu einer einzigen Lichtmasse, durch die nur das tosende Klatschen der Kapitalisten dringt. „Was tun Sie hier? Und wer sind Sie?“ fragt der hochgeschossene Mann, der gerade eben noch seine Rede gehalten hatte mit wütendem Gesichtsausdruck. Ich stehe nun auf der Bühne

„Ich bitte, die Party nur für einen kurzen Augenblick zu unterbrechen. Es kann sofort weitergehen,“ antworte ich lautstark.

Sofort wird es ruhig im Saal. Nun stehe ich am Rednerpult und biege langsam das Mikrofon in meine Richtung. Ich glaube genau zu wissen, was Jesse und Richard in diesem Moment denken. „*Der Kerl ist verrückt*“- ein Satz, den sie im Bezug auf mich häufig sagen.

„Mein Name ist Forrest Adcock,“ beginne ich, nachdem ich noch weitere Augenblicke der Stille und fragenden Gesichter verstreichen lasse. „Mein Vater war Jackson Adcock. Ein

Mann, der in diesen Kreisen größter Bekanntheit frönt.“ Ein Raunen ertönt. „Mir ist bewusst, dass er unter den großen Kapitalisten dieser Zeit eine Art Legendenstatus innehat. Zweifelsohne war er bis zu seiner Ermordung durch linksextreme Aktivisten vor fünf Jahren einer der einflussreichsten Marktführer. Und nebenher ein genialer Geschäftsmann. Doch fragen sie mich, ob ich stolz auf die Errungenschaften meines Vaters bin, so antworte ich mit Nein. An seinen Händen klebt Blut. Blut, wie es auch uns allen an den Händen kleben wird, wenn die Revolution, die hier so eben ausgerufen wurde, tatsächlich stattfindet,“ spreche ich eindringlich. „Ich bitte Sie alle, meine Damen und Herren, den Zweck einer solchen Massenerhebung kritisch zu hinterfragen. Sie würde sich mit voller Gewalt gegen das seit nun 25 Jahren funktionierende demokratisch sozialistische System richten. Ein System, welches neben sozialer Gerechtigkeit, moderne klimaneutraler Arbeitsweisen und eine Armutsquote nahezu auf dem Nullpunkt, auch Selbstbestimmung und Freiheit beinhaltet. Freiheit- das, wonach Ihr strebt. Wie hätte Amerika die riesigen Flutkatastrophen, die heftigen Stürme und Energieengpässe verhindern können, wäre es bei seiner konservativen und zeitlich gänzlich unpassenden Politik verbliebenen? Ein Kapitalismus mit grenzenlosem Wirtschaften und dem Verzicht auf erneuerbare Energien und dem Vertiefen des Grabens zwischen Arm und Reich, hätte dies wohl kaum erreicht.“

Da spüre ich, wie sich grobe Hände um meinen Arm schlingen. Hände, die mich für einen Augenblick in die Wirklichkeit zurückbringen. Fest halten sie mich umklammert, reißen an mir. Wie als hätten sie etwas Heilendes an sich, öffnen sie mir die Augen. Sie zerren mich nach hinten weg vom Pult. Ich blicke in die Masse; wüste Beschimpfungen, drohende Gesten, hasserfüllte Gesichter und die ratlosen Blicke meiner Freunde. Mit einem Mal ist es wieder vorbei - ein Nebelschleier zieht sich vor mein weltliches Auge- die Waben verschlucken alles Profane um mich herum. Ein Schlag, der mich hart am Hinterkopf trifft, beraubt mich meiner Wahrnehmung. Das letzte, was ich zu sehen glaube, ist das stoische, so unwirtlich wirkende Gesicht eines der schwarz gekleideten Männer nahe der Tür. Danach wird es lange dunkel.

„Dreckige Kommunistensau.“ Langsam beginnt sich der Schleier zu lichten, auch wenn ich noch immer nicht mehr als ein paar verschwommene Umrisse erkennen kann. „Dachtest wohl, du könntest uns ausspionieren, du rote Socke.“

Es ist gut, das jemand spricht, denn dadurch verflüchtigen sich die Waben deutlich schneller in den dunklen Wald, aus dem sie kamen. Ich schmecke Blut auf meinen Lippen und mit einem Mal kehrt das Bewusstsein in meinen Körper zurück, ganz so als hätte ein neuer Frühling begonnen, der der grauen Welt neues Leben einhaucht. Doch Frühling ist es hier ganz sicher nicht. Graue Wände, fades Licht, schimmelige Decke und fünf dunkle Gestalten, drücken mehr die Stimmung einer schlimmen Alptrauernacht aus. Es sieht aus wie das Innere eines Transporters. Einer der Gestalten hält mir etwas vors Gesicht; etwas kleines metallenes. Es ist mein Comlink.

„Äußerst töricht,“ spricht der Mann, der im Gegensatz zu seinen Gefährten, welche allesamt schwarze Lederjacken tragen, in ein teures, schwarzes Jackett gekleidet ist. Verdutzt stellt er fest, dass ich nur mit den Schultern zucke, als er mir das Funkgerät vors Gesicht hält. Wieder spüre ich einen Schlag und mein weißes Hemd färbt sich in ein immer tieferes Rot. „Hast wohl gedacht, du könntest uns von deinem scheiß System überzeugen und uns ganz nebenbei an deinen scheiß verdamnten Staat verraten,“ spuckt er aus. Der Mann ist groß, sein Anzug aus feiner Seide. Für einen Moment schaue ich ihm eindringlich in die Augen. Da spüre ich wieder einen Tritt und Hass steigt in mir auf. Gegen wen er sich richtet, ist mir unklar. Doch er macht mir klar, dass ich weit übers Ziel hinausgeschossen bin, ich es tatsächlich nicht einmal erreicht habe. Fokus. Ich habe den Fokus verloren. Ich hätte mich strikt an meinen Auftrag halten sollen -das macht mir der Tritt nun klar- und mich nicht aus der Bahn werfen lassen sollen. Wie konnte ich nur glauben, dieser extreme Haufen Kapitalisten ließe sich von den Worten eines Idealisten überzeugen? Ich konnte meine Freunde nicht verraten. Meine Verbundenheit mit ihnen hatte dazu geführt, dass ich sie nicht verraten konnte, was sie über Jahre ins Gefängnis gebracht hätte. Wieder fasste ich einen Entschluss, der dazu in der Lage sein mochte, mich in den Tod zu führen.

Urplötzlich springe ich auf und verpasse in gleicher Bewegung dem herausgeputzten Mann vor mir einen Schlag, der ihn sogleich zu Boden bringt. „An deinen Händen klebt Blut,“ schreie ich ihn an.

Blitzartig eile ich in kurzen Sätzen zur Tür. Mir gelingt es, sie gerade noch rechtzeitig aufzustoßen, bevor einer der Vier mich erreicht. Mit einem Satz springe ich von der Ladefläche des Transporters und lande mit beiden Beinen auf weichem Untergrund. Ein Knall ertönt und ein Zucken durchfährt meinen Körper. Auf allen Vieren befinde ich mich nun im feuchtnassen Gras. Dunkel ist die Nacht um mich herum und nur die Sterne leuchten in weit entfernten Galaxien. Die Lähmungspatrone macht mich unfähig. Wieder zieht ein Schleier auf, noch dichter als zuvor. Ich glaube, dass es nun vorbei sein wird. Da leuchtet eine Stelle an meinem linken Unterarm blau auf. Gerade so stark genug, um den mich umhüllenden Schleier zu durchdringen. Eine Stimme ertönt: „Adcock, bist du noch da?“ Adcock?“

„Zur Stelle.“

„Hast du die Informationen? Wir schicken sofort die Spezialtruppe.“

Alles geht so schnell vorbei. Ich war schon immer überzeugt vom Staat, meine Prinzipien beruhen auf ihm: Pflichtbewusstsein, Pragmatismus und Idealismus. Doch meine Freunde Jessey und Richard, ich will sie nicht ausliefern. Zu ihnen verbindet mich eine tiefe Freundschaft, ein enges Band. Sie sind mein Leben, meine einzige Instanz. Wenn die Truppe hier ist, werde ich sie nie wieder sehen. Nie wieder werden sie das Tageslicht sehen. Das Pflichtbewusstsein wird nun zu meinem stärksten Sinn. Es geißelt mich, eine Revolution hin zu längst vergangenen Zeiten und dem Wiederaufleben schadhafter Gewohnheiten der Menschen zu verhindern.

„Ja“.

